

KIRCHE IN DER GROSSSTADT

– Das Berlinprojekt

Von Christian Nowatzky

Stadt und Evangelium – diese beiden Kernbegriffe von *Center Church* waren zentral für die Entstehung unserer Gemeinde in Berlin. Das Berlinprojekt ist eine Tochtergemeinde von Timothy Kellers *Redeemer Presbyterian Church* in New York. Alles begann bei uns mit einer persönlichen Vertiefung unserer Beziehung zu diesen beiden Dingen: Stadt und Evangelium.

Bis zum Abschluss unseres Theologiestudiums hatten mein Kollege Konstantin von Abendroth und ich immer in kleinen Städten gelebt. Doch spätestens ab 2003 war unsere Lust an der Großstadt geweckt. Ich zog für ein Praktikum als Pastoralpraktikant in Kellers Gemeinde nach New York und bezog ein Minibüro ohne Fenster im Herzen von Manhattan. Konstantin ging für ein Jahrespraktikum nach Toronto zu Stephen Beck.¹

Damals wussten wir noch nicht, dass wir mit diesen Umzügen Teil einer größeren Bewegung waren. Tim Keller schreibt, dass es junge Erwachsene in Europa und den USA überdurchschnittlich stark in die Großstädte zieht (Kap. 13). Unser Aufbruch nach Toronto und New York stellte uns damit in eine Narration und Erfahrung hinein, die wir mit vielen teilten. Gerade dies sollte sich später als hilfreich erweisen.

1. Abenteuer Stadt

Mit diesem Aufbruch begann ein wunderbares und herausforderndes Abenteuer. Als ich mein Praktikum bei *Redeemer* begann, war ich begeistert über die Möglichkeiten einer Kirche in der Stadt. Aber im Grunde war ich begeistert von fast allem Urbanen, was mich umgab. Die U-Bahn konnte für mich nicht laut genug sein, die Straßenschluchten nicht zu tief und die Ghettos nicht zu krass. An jeder Ecke gab es etwas Interessantes zu sehen. Diese Reaktion auf die

Stadt war eine wichtige Bestätigung meiner Berufung in diesen Lebenskontext und speziell nach Berlin. Mir wurde schnell klar: Ich liebe die Großstadt, ich bin am richtigen Ort. Damit war ein wichtiges Kriterium erfüllt, das in *Center Church* für effektive Großstadt-pastoren benannt wird (Kap. 14).

Mit Beginn unserer Großstadtbiografien wurden Konstantin und ich außerdem hineingezogen in eine der größten Lernerfahrungen unseres Lebens, die bis heute anhält: Wir lernten, dass die Stadt aus konkreten Nachbarschaften besteht und wie man deren Charakter liest. Wir lernten viel über die Gegensätze der Stadt, über typische Lebensstile und die prägenden Berufsgruppen. Wir erlebten unseren Teil der Sehnsüchte, der Lasten und des Schönen, das die Stadt zu bieten hat. *Center Church* beschreibt viele dieser Dynamiken und Chancen der Großstadt. Als Praktikant in Tims Gemeinde konnte ich sehen, wie eine Kirche darauf reagieren kann.

In Berlin angekommen wurden diese Lektionen sehr schnell konkret: Es galt, den Charakter der unterschiedlichen Stadtviertel („Kieze“) und ihre Menschen zu verstehen und den richtigen Ort zu wählen. Prenzlauer Berg und Mitte waren schnell als unsere Zielgebiete ausgemacht: Zwei Bezirke im Herzen von Berlin, die gerade massiv am Aufblühen waren und über die man alle paar Monate einen Artikel lesen konnte. Für uns – genauso wie für Tausende anderer Neankömmlinge und Glückssucher in Berlin – wurden diese Viertel aber vor allem ein neues Zuhause. Bald kamen außerdem Kreuzberg und Friedrichshain als „Fokusnachbarschaften“ hinzu. In diesen Gebieten herrschte eine Dynamik, die mit ihren ständig neuen Läden, Cafés und Initiativen unübersehbar war. Hier reihte sich sogar ein Gemeindeprojekt einigermaßen harmonisch in den Reigen aus immer Neuem ein. Die Wahl des Begriffes „Projekt“ als Teil unseres Gemein-

denamens ergab sich dabei als natürliche Reaktion auf diesen Rhythmus unserer Umgebung.

Zugleich flößte es manchmal auch geradezu Angst ein, mit dem Anliegen einer Gemeindeneugründung in dieser besonderen Stadt zu sein. Ich erinnere mich an einen frühen Abend in der Kantine des Deutschen Theaters, einem Kellerrestaurant direkt neben dem Eingang dieses bekannten Hauses. An den Tischen saßen überall Menschen ganz in schwarz gekleidet, mit großen Brillen, wilden Haaren, rauchend und diskutierend, unter ihnen viele Schauspieler des Hauses und andere Kulturschaffende. Es wirkte wie ein Extrakt des intellektuellen Publikums dieser Stadt. In diesem Moment kam ich mir ziemlich bescheuert vor: Meine Hose, meine Frisur, mein ganzes Erscheinungsbild passte nicht. Ich selbst passte nicht. Und sofort war die Frage in meinem Kopf: Was hatte ich hier schon zu sagen? Was sollten Berührungspunkte sein? Es war ein Moment purer Angst, dass der ganze Plan einer neuen Kirche eine Schnapsidee war.

Doch je tiefer wir einstiegen, desto klarer wurde: Letztlich verbinden uns trotz mancher Unterschiede ähnliche Sehnsüchte und Hoffnungen und die gleichen Erfahrungen in dieser Stadt. Unsere Aufgabe bestand darin, das Evangelium darauf zu beziehen, zuerst für uns und dann auch für andere. Und tatsächlich: Einige Zeit später gab es im Umfeld des Berlinprojekts sogar eine eigene Hausgruppe speziell für Schauspieler.

Aber zunächst stand die praktische Frage im Raum, wie wir als Gemeinde den Anfang machten. Als Konstantin und ich Anfang 2005 nach Berlin zogen, kannten wir gerade einmal elf Leute in der Stadt. Doch drei Dinge haben uns den Anfang ermöglicht.

Als Erstes: eine Reihe kleiner Wunder. Einige der entscheidenden Begegnungen waren schlicht Fügungen. Die Hälfte der Leute aus unserem Startteam hatte irgendwie, irgendwo von uns gehört. Es waren Begegnungen, die Gott möglich gemacht hatte und ohne die das Berlinprojekt nicht ins Rollen gekommen wäre.

Der zweite Faktor war, dass Konstantin und ich damals keine Gelegenheit ausließen, die sich uns für ein Bier oder einen Kaffee mit neuen Menschen bot. Wenn jemand nur halbwegs Interesse daran hatte, mit uns Zeit zu verbringen, waren wir auf Deck. Ständiges Sozialprogramm wurde die neue Normalität. Ein wichtiger Faktor dabei war, dass wir beide Single waren. Also konnten wir praktisch unsere ganze Zeit

für diesen Beziehungsbau einsetzen. Dabei sollte sich Tims Aussage bewahrheiten, dass in urbanen Zentren überdurchschnittlich viele Singles leben, die sich leicht auf neue Kontakte einlassen, und dass sie aufgrund ihrer Lebenssituation deutlich mehr Zeit außerhalb ihrer Wohnung verbringen und mehr sozialen Aktivitäten nachgehen als junge Eltern (Kap. 14, Punkt 6).

Der dritte Faktor war schließlich, dass wir mittendrin in unserer Großstadtkultur angekommen waren. Wie Tim treffend schreibt: Für viele *urbanites* ist die Stadt wie ein einziger „Vergnügungspark“ voller Attraktionen und kultureller Angebote“ (Kap. 14, Punkt 3). Und wir wurden Teil davon. Dadurch ergaben sich ganz natürliche Brücken, Gesprächsthemen und Verbindungspunkte mit Menschen um uns herum. Allein der Glaube konnte das in einer Stadt wie Berlin (noch) nicht sein. Aber der neueste Film oder eine gemeinsam besuchte Ausstellung durchaus! Weil wir diese Dinge selbst schätzten, konnten sie zu etwas Verbindendem werden.

Die Auswirkungen wurden schnell sichtbar. Nach gerade einmal vier Monaten in der Stadt stand Ende Mai 2005 die gemeinsame Geburtstagsparty von Konstantin und mir an. Gefeierte wurde in meiner Wohnung. Für uns war diese Feier auch ein Test dafür, wie viele Leute sich von uns einladen lassen würden. Das Ergebnis waren 60 Gäste. Daraus erwuchs bei uns der Optimismus, dass auch zu einem Testgottesdienst an gleicher Stelle manche davon wiederkommen könnten.

Wir hatten beobachtet, dass in unserer Nachbarschaft ein gemeinsamer Brunch am Sonntagvormittag als eine Art Ritual praktiziert wird. Das sollte auch Teil unseres ersten Testgottesdienstes sein: Ein sogenannter „Sofagottesdienst“ mit Brunch in entspannter Atmosphäre. Zum ersten kamen über 25 Leute (einschließlich unseres Startteams), was für uns ein großer Erfolg war. Beim dritten dieser monatlichen Gottesdienste kamen über 40 und die Leute mussten schon auf der Arbeitsfläche meiner offenen Küche sitzen. Das war nicht bequem, aber speziell. Und ein eindeutiges Zeichen: Hier passiert etwas, Menschen wollen eine Predigt hören und Anbetung erleben. Die Zeit für einen regulären, wöchentlichen Gottesdienst war reif!

So begann im Sommer 2005 die anstrengende Suche nach einem geeigneten Raum. Für uns war klar:

Es sollte kein Kirchengebäude sein. Eine Kirche kann zwar architektonisch beeindruckend sein, aber für nicht wenige in unserem Umfeld ist sie Ausdruck einer ferneren und anderen Welt. Wir aber wollten den Glauben an Gott gerade mittendrin im Normalen leben und teilen und ein Zeichen dafür setzen, dass man mitten an den alltäglichen Orten unserer Stadt Christ sein kann. Also begann die Suche nach einem allgemeinen Raum. Es sollte ein Ort sein, den jeder kennt und der einen Ruf mitbringt, an den wir uns als junge Kirche ein Stück weit anhängen konnten. Die Suche kostete Nerven, denn es hing viel davon ab. Aber schließlich öffnete Gott eine Tür, ausgerechnet in einem Komplex, den wir lange nicht angefragt hatten, weil er uns unerreichbar erschien, zu bekannt und vermutlich auch zu kritisch gegenüber einer kirchlichen Nutzung: die Kulturbrauerei.

Als wir schließlich anklopfen, war die entscheidende Person auf der anderen Seite ein ehemaliger Ältester einer Berliner Landeskirche und die Türen standen uns offen. Wir mieteten einen ebenerdigen Galerieraum, der nicht besser hätte sein können. Auch heute haben wir Galerieräume statt „normale“ Gemeinderäume angemietet, um neben unseren Büros jungen Künstlern, einer unserer wichtigen Zielgruppen in unseren Fokusnachbarschaften, eine Plattform zu geben. Bis heute erleben wir es immer wieder, dass Gott uns Räume öffnet, die wir eher für unwahrscheinlich gehalten hatten. So feiern wir inzwischen seit einigen Jahren sonntagsmorgens Gottesdienst im bekannten Kino *Babylon* am Rosa-Luxemburg-Platz. Mittags bauen wir unsere Technik wieder ab und nachmittags laufen schon wieder die nächsten Filme.

Als dann Ende Oktober 2005 der erste reguläre Gottesdienst stattfand, kamen etwa 60 Leute. Unser Gottesdienstbesuch sollte danach nie wieder unter diese Marke fallen. Ostern 2016 waren es bereits über 100 Menschen, Mitte 2007 ca. 180 und heute oft über 500 Menschen in drei Gottesdiensten an drei verschiedenen Orten. Besonders in den ersten drei Jahren waren wir wie in einem Rausch: Jedes halbe Jahr waren wieder so viele neue Leute hinzugekommen! Es war einigermaßen überwältigend. Es herrschte ein fröhliches und nicht selten chaotisches Durcheinander.

2. Die Kraft des Evangeliums

Doch die wirklich entscheidende Frage im Oktober dieses ersten Jahres war nicht der Beginn unserer wöchentlichen Gottesdienste, sondern: Würden Menschen hier Christen werden? Die Leute, die zu den ersten Gottesdiensten kamen, waren zum einen interessierte Nichtchristen und zum anderen eine ganze Reihe Christen, die Gemeinde und Kirche zuvor hinter sich gelassen hatten. Würden nun auch Menschen zum ersten Mal Gott ihr Leben anvertrauen, speziell hier im Zentrum von Berlin?

Diese Frage wurde für mich Ende 2005 durch eine junge Architektin beantwortet. Sie war durch eine Person aus unserem Startteam auf das Berlinprojekt aufmerksam geworden und kam seit dem Beginn unserer Gottesdienste fast jeden Sonntag. Es war unübersehbar, dass sie sich persönlich angesprochen fühlte. Sie hatte viele Fragen über den Glauben. Ein erklärendes Buch las sie in Windeseile und wir hatten nicht wenige gemeinsame Biere, um über den Glauben zu sprechen. Später beschrieb sie im Rückblick ihre erste Reaktion auf das Berlinprojekt und auf mich persönlich so: „Ich dachte: Daran könnt ihr doch einfach nicht glauben; das geht doch nicht! Doch nicht du, du bist doch genauso wie ich.“ Ihr letzter Satz drückte aus, dass wir die gleiche Welt in Berlin teilten. Und ihr Gedanke war: *Wenn man als Christ weiter diese Berliner Welt teilen kann, vielleicht kann dann auch ich Christin werden.*

Das war ein erster Entscheidungsschritt, von dem auch Tim in Kapitel 21 über die missionale Gemeinde schreibt. Aber es dauerte noch einige Zeit, bis das Evangelium wirklich real für sie wurde. Zu Weihnachten erlebte sie in ihrer Heimatstadt zum ersten Mal einen Heiligabend-Gottesdienst mit dem Wissen um die wirkliche Bedeutung dieses Festes. Das bewegte sie tief. In den darauffolgenden Tagen hat Gott ihr persönlichen Glauben geschenkt. Sie hat das später so zusammengefasst: „Ich muss sagen, dass ich verliebt bin. Nein, nicht verliebt, das ist noch zu wenig ... Es gibt kein Nein mehr, nur noch das Ja.“

Dieses unmissverständliche Ja ihrerseits war für uns auch das grundsätzliche Ja dafür, dass hier im Zentrum von Berlin Menschen ohne christlichen Hintergrund Christen werden können. Diese Erfahrung haben wir seitdem immer wieder gemacht. So wurde ein Teilnehmer an unserem ersten Glaubensgrund-

kurs nachhaltig berührt. Als rational veranlagter Mensch machte der Glauben plötzlich tiefen Sinn für ihn und er ließ sich beim Berlinprojekt taufen. Einige Zeit später schrieb er sogar ein apologetisches Buch über die Grundlagen des Glaubens („Die Begründung der Welt“). Und eine junge Tänzerin aus Kanada erzählte bei ihrer Taufe, wie sie ihr ganzes Leben lang von Großstadt zu Großstadt gezogen war, letztlich auf der Suche nach einem echten Zuhause. Im Berlinprojekt hatte sie erfahren, was es bedeutet, wahre Heimat in Gott zu finden. Solche Geschichten gibt es viele; fast in jedem Kreis oder Treffen der Gemeinde kann jemand etwas Ähnliches von sich berichten.

Das ist das zweite zentrale Wort in *Center Church*: „Evangelium“. Und auch die Vertiefung in diesem Bereich war und ist entscheidend für die Geschichte des Berlinprojekts. Das m. E. Wichtigste an *Center Church* ist die durchgängige Überzeugung, dass eine lebendige Gemeinde nicht vorrangig durch neue oder hippe Formen entsteht, sondern durch eine Rückbesinnung auf das Evangelium und seine erweckenden Wirkungen.

Nach meinem Theologiestudium konnte ich viele richtige Dinge sagen. Dennoch hatte ich nicht das Gefühl, den Glauben und das Evangelium Menschen ohne christlichen Hintergrund effektiv vermitteln zu können. Woran sollte ich anknüpfen, worin bestanden die Verbindung und die Relevanz für Menschen ganz ohne religiösen Hintergrund? Mir war klar: Meine Predigtbrücken würden in Berlin ins Leere laufen. Sie würden in Gottes Wort starten – so viel hatte ich gelernt. Aber sie würden nicht ankommen auf der anderen Seite, bei den Zuhörern. Denn ich hatte keine Ahnung, wie diese andere Seite wirklich zu erreichen wäre.

Tims Bild von der Predigt als Brücke mit zwei Enden (Kap. 8, ursprünglich entwickelt von John Stott) ist eine hilfreiche Metapher, um diese problematische Ausgangssituation zu beschreiben. Durch den Inhalt von *Center Church*, den ich in meiner Zeit bei *Redeemer* jede Woche in Tims Predigten angewandt erlebte, erlernten wir einen neuen Blick. Wir lernten die tieferen Hoffnungen, Wünsche und Anliegen von Menschen in unserer Umgebung im Licht des Evangeliums zu verstehen. Dieses Verstehen stand immer unter der Fragestellung, wie das Evangelium diese Anliegen aufgreifen und erfüllen kann. Dabei geht es nicht um eine pauschale Zurückweisung unserer Welt,

als ob wir alles besser wüssten, sondern um den Blick dafür, was bereits an Sehnsucht und Ahnung vorhanden ist und was uns als Geschöpfe verbindet – um dann das Evangelium genau darauf zu beziehen. Das Ziel ist, verständlich und treffend zeigen zu können, wie das Evangelium diese Dinge so beantworten kann wie nichts anderes auf dieser Welt. Wenn Menschen diesen Zusammenhang verstehen, dann trifft es sie mitten ins Herz.

Center Church zeigt an vielen Stellen, dass Tim theologisch konservativ denkt und eine hohe Sicht der Schrift und ihrer zeitlosen Autorität mitbringt. Zugleich übertrifft er sich darin zu fragen, was Menschen ohne christlichen Glauben denken und wie man ihnen das Evangelium deutlich machen kann. Ein großer Teil des Buches bietet dafür konkrete theologische Ansätze und Hilfestellungen. Das ganze Buch bezeugt, wie sehr sein Herz dafür schlägt, Menschen nicht nur irgendwie die Wahrheit zu sagen, sondern ihnen das Evangelium tatsächlich verständlich zu machen. Diese Perspektive hat uns beim Berlinprojekt von Anfang an bewegt und beeinflusst.

Durch Tim lernten wir außerdem, dass Luthers Kritik an übereifrigen frommen Werken nicht nur eine Einsicht für die Reformationszeit war, sondern bis heute als hilfreiche Doppelkritik gelesen werden kann (Kap. 5): zum einen als Kritik an gesetzlichen Dynamiken in unserer christlichen Welt (einschließlich meines eigenen Herzens) und zugleich als Kritik am gängigen Modus der säkularen Welt. Denn letztlich versucht jeder Mensch, sich durch selbst erreichte Ziele, Werke und Leistungen gut und sicher zu fühlen. Dabei geht es oft um eine Mischung aus religiösen, moralischen und biografischen Zielen.

Das Einzige, was uns aus dieser endlosen Selbstrechtfertigung befreien kann, ist ein fortwährender Blick auf das, was bereits am Kreuz für uns erreicht worden ist. Nur das kreierte einen Moment der Pause; ein Ruhen in Gnade. Und nur daraus kann lebensverändernde Kraft erwachsen.

Während meines Praktikums in New York auf meinen nächtlichen U-Bahn-Fahrten nach Hause kamen mir nicht selten Tränen vor Rührung über diese Gnade, z. B. als ich den Anfang des letzten Kapitels in Bonhoeffers *Gemeinsames Leben* las und auf eine mögliche neue Gemeinde bezog oder als mir Bilder aus Tims Predigten in den Sinn kamen, die ich am Sonntag gehört hatte. Die Evangeliumstheologie,

die in *Center Church* zum Ausdruck kommt, hat uns in Berlin ein Verständnis des Evangeliums erschlossen, das uns tief verändert und angesprochen hat. Darin sehen wir den entscheidenden Faktor für die Entwicklung des Berlinprojekts. Und erst mit diesem Verständnis ist es uns möglich geworden, mit derselben Predigt gleichzeitig Christen und Andersgläubige existenziell anzusprechen (vgl. Kap. 23).

Seit der Gründung unserer Gemeinde sind weitere Initiativen gestartet worden. Viele davon sind inspiriert von den Gedanken, die in diesem Buch zusam-

mengefasst sind. So entstanden schon bald konkrete Projekte im sozialen Kontext, um unserer Stadt auch praktisch zu dienen (Kap. 25), z. B. im Stadtteil Wedding. Ein lebendiger Arbeitsbereich zum Thema „Beruf und Glauben“ hat sich entwickelt, in dem Menschen aus ähnlichen Berufsgruppen regelmäßig über die Auswirkungen des Evangeliums auf ihre Arbeit sprechen (Kap. 26). Und wir konnten verschiedene Gemeindegründungen in Berlin und Hamburg unterstützen (Kap. 29). So ist ein ganzes Netzwerk entstanden (*City to City Deutschland*), das wiederum Teil eines lebendigen europäischen Netzwerks geworden ist (*City to City Europe*).

Ergänzungsteil: Beispiel

1 Zu Stephen Beck vgl. dessen Vorwort im Einführungsteil dieses Buches.